



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Mathäus 8, 1-13. In jener Zeit als Jesus vom Berge herabstieg, folgte ihm eine große Menge Volkes nach, und siehe, ein Aussätziger kam, betete ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt. Und alsbald ward er gereinigt von dem Aussatz. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es Niemanden sagest; sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welche Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnisse. Da er aber in Kapharnaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause nichtbrüchig und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Kriegerleute unter mir; und wenn ich zu dem Einem sage: geh! so geht er; und zu dem Andern: komm her! so kommt er, und zu meinem Knechte: thu' das! so thut er es. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich sage ich euch, solch' großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch, daß viele vom Aufgang und Niedergang kommen, und mit Abraham, Isak und Jakob im Himmel am Tische sitzen werden; die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh' hin, wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen."

Ueber das Lesen der hl. Schrift.

II.

Im zweiten Teile des heutigen Evangeliums begegnet uns, lieber Leser, ein Herr, der in seinem Diener einen Mitmenschen anerkennt, — den es betrübt, diesen leiden zu sehen. Der Hauptmann stellt sich uns als ein guter, besorgter Hausvater dar, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, um seines kranken Knechtes willen einen weiten Weg zu machen. Und diesem Manne war noch nicht einmal das Licht des Gesetzes, das die Liebe lehrt, aufgegangen: er hatte nur von Christus, dem Herrn, gehört — die Stimme seines Gewissens lehrte ihn, den Knecht als das Geschöpf einer höheren Macht, der er selbst sich hörig fühlte, anzusehen; als ein Geschöpf, das in dieser Beziehung mit ihm, dem Herrn, auf gleicher Rangstufe stand. Die Handlungsweise dieses heidnischen Hauptmanns ist schon an und für sich eine Anklage vieler getaufter Familienväter und Dienstherrn, die in ihren Untergebenen kaum etwas anderes sehen, als Maschinen, die mit möglichst geringem Kostenaufwande so lange zu gebrauchen sind, als sie hinlänglich Arbeit verrichten können und so lange durch sie ein Vorteil zu erzielen ist, — die aber bei Seite geschoben werden, sobald sie den gestellten Anforderungen zu genügen nicht mehr im Stande sind. Es ist fürwahr traurig genug bestellt um die Religiosität in einem Hauswesen, dessen Diener nicht auch christlich behandelt werden; wenn man in ihnen nicht die Menschenwürde ehrt, sie nicht

als Geschöpfe Gottes und Erlöste durch Christus anerkennt; wenn man sich wenig oder gar nicht darum kümmert, ob die Untergebenen — namentlich die jüngeren — ihre religiösen Pflichten erfüllen, geschweige ihnen die Erfüllung dieser Pflichten gar selber unmöglich macht! Oder darf unter Christen das triviale Sprichwort Geltung finden: „Herrendienst geht vor Gottesdienst“!?

Nun ziemt es sich aber auch, lieber Leser, das andere hervorzuheben, nämlich: Welch' ausgezeichnete Untergebener muß jener Knecht gewesen sein, daß sein heidnischer Gebieter persönlich vor Jesus erscheint, um Seine Wundermacht in Anspruch zu nehmen in jener demütig-bittenden Weise! Ja, der Hauptmann darf, wie der Evangelist erzählt, alle seine Untergebenen, seine Soldaten wie seine Knechte, ob ihres treuen Gehorsams öffentlich loben! Daß wir, lieber Leser, doch Ähnliches auch in unsern Tagen von den Untergebenen sagen dürften! Oder sind die Klagen der Herrschaften, Vorgesetzten, Arbeitgeber etwa ganz unbegründet? — Fürwahr, der hl. Gregor hat das richtige Wort gefunden: „Die heilige Schrift (sagt er) ist wie ein Spiegel, den wir vor unsere Seele nehmen müssen, um darin unser Inneres, das Gute oder Böse, das wir an uns haben, zu erkennen und einzusehen, wie weit wir noch von der Vollkommenheit entfernt sind.“ — Allein, lieber Leser, es ist zu diesem Zwecke sehr nötig, daß der „Spiegel“ der Seele in richtiger „Beleuchtung“ vorgehalten werde: das aber geschieht durch das lebendige (mündliche) Wort,

Kirchenkalender.

- Sonntag, 25. Januar.** Dritter Sonntag nach hl. drei Könige. Pauli Befeuerung. Evangelium Mathäus 8, 1-13. Epistel: Römer 12, 16-21. Fest der hl. Familie Jesu, Maria und Josef;
 - Karmelitesen-Klosterkirche: Vermählungsfest der allerheiligsten Jungfrau Maria und des hl. Josef; Hauptfest der Bruderschaft des hl. Josef. Morgens 7 Uhr erste hl. Messe, 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt, darnach Andacht und feierl. Umzug durch die Kirche. Zum Schluß Te deum und Verehrung der Mellanie des hl. Josef.
 - Ursulinen-Klosterkirche: Vortrag für den Marienverein.
- Montag, 26. Januar.** Polychorus, Bischof und Martyrer † 166. • Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr feierl. Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder der St. Josefs-Bruderschaft.
- Dienstag, 27. Januar.** Chrysostomus, Bischof und Kirchenlehrer † 407.
- Mittwoch, 28. Januar.** Karl der Große, Kaiser † 814. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josefs-Andacht. • St. Anna-Stift: Zweiter Mittwoch zu Ehren des hl. Josef Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.
- Donnerstag, 29. Januar.** Franz von Sales, Bischof † 1622. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 1/2 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 30. Januar.** Adelgundis, Jungfrau † 680. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 31. Januar.** Lubovica, Wittve † 1533.

welches die Kirche im Namen Jesu vorträgt, — die Kirche Jesu, die schon war, als das geschriebene Wort (die Bibel) noch nicht war.

Die heiligen Väter unserer Kirche lasen den christlichen Gemeinden ganze Bücher der heiligen Schrift vor und erklärten sie; und wenn sie alle durchgelesen und ausgelegt hatten, fügten sie unermüdet wieder von neuem an, sie zu lesen und auszulegen. „Ich fühle“ — schreibt der hl. Chrysostomus in seiner Vorrede zu den Briefen des hl. Paulus — „ich fühle eine tiefe Barmherzigkeit, wenn ich wahrnehme, wie so viele Christen den heiligen Paulus nicht verstehen, wie sie sollten; ja, ihn so wenig lesen, daß sie nicht einmal wissen, wie viele Briefe dieser große Apostel geschrieben hat. Ist es daher zu verwundern, (fährt er fort), wenn Irrlehren einreißen und die Sitten verfallen? Denn die, welche niemals ihre Augen auf das Licht hinwenden, welches aus der heiligen Schrift hervorstrahlt, o, die müssen auf Irrwege geraten und oft in schwere Sünden verfallen!“ — Was würdest Du, o heiliger Kirchenlehrer, wohl von den Christen unserer Tage sagen? Von unsern Christen, denen es so leicht gemacht ist, sich die hl. Schrift zu beschaffen in Ausgaben, die nicht nur den heiligen Text, sondern auch die zugehörigen Erklärungen erleuchteter Lehrer der Kirche enthalten?

Nicht minder nachdrücklich spricht sich der hl. Hieronymus aus, da er einer frommen Mutter, namens Laeta, Anweisungen zur Erziehung ihrer Tochter giebt: „Man soll (sagt er) dieses Kind nur in dem Heiligtume der Schrift finden, sobald es heranzuwachsen anfängt! Anstatt seinen Leib mit Gold, kostbaren Steinen und Seidenstoff zu schmücken, bereichere und ziere es sein Herz und Gedächtnis mit den Psalmen; die Vorschriften eines frommen Lebenswandels schöpfe es aus den Sprichwörtern Salomos und die Verachtung der Welt aus dem Buche Ekklesiastes (Prediger); von da gehe es zu den Evangelien über, um sie hinfür nicht mehr aus den Händen zu lassen; mit Eifer lese es die Apostelgeschichte und lerne die Propheten auswendig!“

Vielleicht erschrickst Du, lieber Leser, ob dem Gedanken, auch nur einen geringen Teil von allem diesem von Deinen Kindern zu fordern. Und doch gehörte all' das Geforderte zum Plane einer christlichen Erziehung, sogar des weiblichen Geschlechtes; daraus läßt sich aber ermesen, welche Fortschritte in der Kenntnis der hl. Schrift das reifere Alter, die Hausväter und Hausmütter machen mußten. Vergewöhnen hätten darum die heidnischen Verfolger alle Bibeln verbrannt; sie hätten sich in dem Gedächtnisse und in den Herzen der Gläubigen wieder gefunden. — Und wir?

S.

Telegraphie ohne Draht.

Von F. M. Feldhaus.

Bayern war mit dem großen Napoleon verbündet. Am 9. April 1809 rückten die Oesterreicher gegen München. Nach zwei Tagen schon mußte der König fliehen, aber der 1804 von Paris nach Mailand erbaute optische Telegraph überbrachte die Nachricht so schnell nach Frankreich, daß die Franzosen schon am 22. München, das sechs Tage vorher von den Oesterreichern genommen worden war, entsetzen konnten. Was seit den Zeiten Trojas mit wenig Erfolg versucht worden war, die momentane Ueberbrückung von Raum und Zeit, es hatte sich jetzt eine politische Bedeutung errungen. Der optische Telegraph, der als einziger Nachwuchs die Einheitszeichen unserer Bahnhöfe erhalten hat, war ein Kind der großen Revolution. Am 29. August 1794 übermittelte er die erste Nachricht, von der Wiedereinnahme von Condé sur l'Escaut, nach Paris. — Maximilian Graf von Montgelas beschrieb am 5. Juli des Jahres 1809 die große Bedeutung der Telegraphen mit dem Geheimrat von Sömmering, in München, der bei ihm zur Tafel war. Mit dem ihm eigenen

Eifer griff der Mediziner in das fremde Gebiet der Technik. Schon vier Tage nach jenem denkwürdigen Tischgespräch, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich werde nicht eher ruhen können, bis ich den Einfall mit dem elektrischen Telegraphen realisiert.“ Nachdem er am 28. August der Münchener, und später der Pariser Akademie sein System vorgelegt hatte, erfuhr Napoleon von der Idee, doch die Weltbedeutung dieser Erfindung erkannte der Kaiser nicht. „Une idée gormanique“, sagte er wegwerfend. Was konnte von dort gutes kommen?

Auf diesen Sömmering'schen Telegraphen, der zwischen zwei Stationen 27 Drähte benötigte, folgte bis zur ersten praktischen elektrischen Telegraphenanlage, die die Göttinger Professoren Gauß und Weber im Jahre 1834 zwischen dem Magnetischen Observatorium und der Sternwarte anlegten, noch eine Reihe Vorschläge. Gauß und Weber brauchten noch 2 Drähte und erzielten Entfernungen bis 1000 Meter. Wie mutet nun uns, die wir im Zeichen der drahtlosen Ozeantelegraphie stehen, die Stelle des Briefes an, die Gauß am 20. November 1833 an Elbers schrieb, und die da lautet: „Diese Art zu telegraphieren, hat das Angenehme, daß sie von Wetter und Tageszeit ganz unabhängig ist; jeder, der das Zeichen gibt und der dasselbe empfängt, bleibt in seinem Zimmer, wenn er will bei verschlossenen Fensterläden. Ich bin überzeugt, daß bei Anwendung von hinlänglich starken Drähten auf diese Weise auf einen Schlag von Göttingen nach Hannover oder von Hannover nach Bremen telegraphiert werden könnte“ . . . Aber auch jetzt galt die elektrische Telegraphie noch nichts in der Praxis, denn in genanntem Jahre erhielt Deutschland erst seine erste optische Telegraphenlinie Berlin-Trier. Da gelangte Mitte der 80er Jahre die Idee der elektrischen Telegraphen in die Hände zweier Praktiker: Steinheil in München und Morse in New-York und entfaltet schnell ihre erdumfassende Tätigkeit. 1838 versuchte Steinheil die Rückleitung des Stromes durch die Erde, wodurch nur noch ein Draht zwischen zwei Stationen nötig wurde. Basse in Hameln hatte auf diese Möglichkeit schon 1803 hingewiesen, aber Fardely aus Mannheim baute 1844 erst eine Linie dieses Systems, das wir heute noch allenthalben anwenden, zwischen Wiesbaden und Kastel, zugleich die erste dem praktischen Betrieb dienende elektrische Telegraphenlinie des europäischen Festlandes.

Als man im nächsten Jahr in Deutschland die zweite Linie baute (Dresden-Madeberg), da hatte Amerika schon 184 Meilen Telegraphenlinien, da beschäftigte sich der geniale Morse schon 2 Jahre lang mit dem Projekt eines transatlantischen Kabels, wie es Wheatstone 1837 zwischen Dover und Calais vorgeschlagen hatte, da machte aber auch Alexander Bain, der Erfinder der elektrischen Uhren, über einen kleinen Parksee des Serpentine River im Hyde-Park von London den ersten Versuch ohne Drahtverbindung zu telegraphieren. Schlichtern war dieser erste Versuch drahtloser Telegraphie, schlichtern besonders für uns, die wir die Worte nun über den Atlantik hinwegstrahlen, als seien es Lichtätherwellungen ferner, kosmischer Nebelwelken; Bains Versuch versank in Vergessenheit, noch galt es das Princip der unterseeischen und unterirdischen Telegraphie zu lösen. Am 10. Januar 1849 legte man das erste Seekabel, zum Leuchtturm von Folkestone. Im folgenden Jahr versuchte man vergeblich England mit dem Festland zu verbinden, was erst am 25. September 1851 durch ein Kabel gelang, das heute noch zwischen Dover und Calais im Betrieb ist. Am 6. August 1857 verließ die erste transatlantische Kabelflotte das irische Eiland Valentia, doch das Kabel riß. Im nächsten Jahr heiterte der zweite Versuch. Auf dem sogleich begonnenen dritten Kabel gelangte endlich am 7. August 1858 das erste Telegramm nach der Neuen Welt.

Schon nach 25 Tagen versagte auch dieses

Kabel. Trotzdem man 1860 fünfzig Unterseekabel von insgesamt 20 000 Km. Länge hatte, scheute man vor einem neuen Versuch der Verbindung der beiden Erdhälften. Mit unendlicher Sorgfalt legte man endlich 1865 das 4. Kabel doch auch dieses versank am 2. August. So lagen denn für 32 Millionen Mark Kabel auf dem Meeresbunde, ehe am 4. August des folgenden Jahres das 5. Kabel dem Verkehr übergeben wurde, den wir heute mit 15 Kabeln zwischen Europa und Amerika aufrechterhalten.

Wenn wir nun unglücklich vor der Tatsache stehen, die Kontinente kabellos verbunden zu sehen, da könnte ich hunderte Fälle aus der Geschichte der exakten Wissenschaften zitieren, in denen die Menschen, die einfachen und die gelehrten, nicht glauben wollten, was sie kurze Zeit hernach schon bald wieder als überwunden betrachteten. Man hat Edison hundertmal einen amerikanischen Windbeutel genannt, was macht's ihm? Der große Poggendorf erklärte dem kleinen Schullehrer Reiss, dem Erfinder des Telephon 1862 Klipp und Klar, er halte die Uebertragung von Sprachlauten durch Elektrizität für eine Mythe; telephonieren wir darum heute schlechter? — Solche Pfeile gehen auf den Schützen zurück.

Was ist denn die drahtlose Telegraphie Marconis, die sogenannte Strahlen- oder Funkentelegraphie? Gehen wir denn mit ihr auf ganz unbekannte Gebiete hinaus, gilt hier Schillers Wort nicht mehr: „Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde, was der eine verspricht, leistet die andere gewiß.“

Seit der elektromagnetischen Lichttheorie Maxwells (1873) und den diese bestätigenden Versuchen des leider so früh verstorbenen Physikus Herz wissen wir, daß die elektrischen Strahlen, die gleichzeitig mit den Lichtstrahlen eines elektrischen Funkens entstehen, auch allen Gesetzen des Lichtes folgen. Wenn wir etwas freier reden wollen, können wir sagen: Licht, Elektrizität, Magnetismus, Wärme, es ist alles dieselbe Urkraft, die uns in verschiedenen Erscheinungsformen offenbar wird. Können sich aber Lichtstrahlen durch Millionen von Jahren aus entfernten Weltkörpern zu uns schlängeln, kann die Sonne ihre Wärmestrahlen uns zusenden, warum vermöchte unsere alles überwindende Elektrotechnik nicht, Mittel und Wege zu finden, um elektrische Wellen zu erzeugen und auf Entfernungen zu verteilen, die gegen solche Wege verschwindend gering ist.

Von der eigentlichen Entwicklung der Funkentelegraphie zu reden, von dem wir ja schon wieder verschiedene Systeme haben, ist hier des schwierigen wissenschaftlichen Themas halber, nicht möglich. Der wesentliche Bestandteil des Instrumentariums ist die elektrische Verstärkungsflasche, die wir ganz unberechtigt immer noch Leydener Flasche nennen, während sie Kleist'sche Flasche heißen muß. Ihr Erfinder war der Inhaber der Camminer Dampfröhre Ernst Jürgen von Kleist, aus der bekannten Militär- und Dichtersfamilie. Der Tag der Erfindung ist der 11. Oktober 1745. Professor Etaby in Charlottenburg, einer der bedeutendsten Förderer der Funkentelegraphie nennt von Kleist darum 1897 sehr ehrend „Vater der modernen (Marconis'schen) Telegraphie.“ Am 10. Dezember 1898, setzte man ihm an seinem ehemaligen Wohnhause eine Gedenktafel.

In weitere Kreise drang die Nachricht von der Funkentelegraphie erst seit dem Jahre 1897. „Drahtlos“ telegraphiert hatte man schon nach verschiedenen Systemen wieder seit den achtziger Jahren. Besonders suchte man einsame Leuchttürme auf diese Weise mit dem Lande zu verbinden, da die dauernde Landung der Kabel auf den scharfen Felsen infolge der nie ruhenden Brandung unmöglich ist. Die Versuche von Smith auf der Insel Wight im Jahre 1887 gingen voran. In Deutschland folgte die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft mit ihren Versuchen am Wannensee, die dieses schwierige Gebiet seitdem nicht mehr

auss dem Auge gelassen. Gerade das Vorgehen dieser doch gewiß als vorsichtig aber schneidig bekannten Firma sollte beweisen, daß es mit der Möglichkeit einer praktischen Verwertung, nicht allzuschlecht bestellt sein kann. Das Jahr 1892 brachte zwei neue Systeme, eines von Edison, das andere von der englischen Royal Post-Office, das Jahr 1894 ein weiteres von Stebanzen. 1895 brach das Kabel zwischen der schottischen Hafenstadt Oban und der Hebrideninsel Mull, auch hier bewährte sich die Telegrafische Draht als Helfer in der Not. 1897 folgte, wie erwähnt, die Vera Marconis.

Als dann am Todestag des großen Stephan, der die Erde 25 Jahre vorher mit seinen Weltpostlinien umgürtet hatte, die Begrüßungstelegramme zwischen dem französischen Handelsminister und dem Chef der englischen Telegraphie auf 36 Km. Entfernung, während eines bösen Gewitterschneesturmes unter Donner und Blitz gewechselt wurden, da staunte alle Welt. Nicht der dichteste Nebel, nicht die höchste See konnte seitdem mehr ein Hindernis bilden für die durch Aetherschwingungen übertragenen Worte. Sogleich nach diesem Erfolg erblickte auch das Projekt einer drahtlosen Verbindung zwischen Amerika und Europa, das nun am 19. Dezember 1902 wirklich zu stande kam.

Viereinhalb Jahrtausende sind es gerade her, seit Thales, jener große Grieche aus dem Leben schied. Er war der erste, der von verborgenen Kräften berichtet, die im Elektron, dem Bernstein schlummern. Was war die Wirkung dieser Zauberkräfte damals, was ist sie heute, was wird sie sein, wenn sie unser Jahrhundert scheiden sehen wird?

Die alte Kathrin.

Erstes von S. Palm.

Es. Von den Dachzinnen dräuen die schweren Zapfen, auf den Baumzweigen schimmert der Reif, setzt sich in die Härte der Männer; knirschend eilen Wagenräder über den kristallhart gefrorenen Schnee. — Die Atmospähre scheint ein zartila Dunst, die Luft ist so still und doch so kalt. —

In zerfetzte Lächer gehüllt sieht ein altes Weib am erkalten Küchenherd. Stumpfsinnig starrt es auf die nackte Diele. Die ausgehörte Kehle rührt sich oft in schluckender Bewegung. Kein Holz, keine Kohle mehr da und die gichtverkrümmten Finger können nichts mehr leisten. Sonst brachte wohl noch der Tochtermann etwas in's Haus; aber die hatten jetzt selbst nichts zu beißen und die Lene, ihre Letzte, Einzige lag ja nun auch unter dem Schnee. Die schöne gutherzige Frau aber, die ab und zu aus ihrem schönen Haus in die elende Kellerwohnung herübergekommen war und dafür gesorgt hatte, daß die alte Kathrin nicht zu hungern und zu frieren brauchte, die war nun weg, weit fort, Gott allein mochte wissen wohin. Die Leute sagten ja über's große Wasser und viel schlimmes dazu. Nur schade, daß sie, die alte Kathrin, darum frieren mußte. Mit dem Hungern das ging noch. Ihr ausgehörter Körper gebrauchte nicht viel. Nur mit dem ewigen kalten Wasser! Kalt innen und außen, und die Wasserhältnisse der Stadt waren zudem nicht die besten. Da hatte man leicht den Typhus oder wie's die Doktoren nannten (Typhus) weg.

Kathrin schob mit der gichtlahmen Hand die Herdringe hin und her. Kein Funke mehr in der Asche. Kalt! kalt! Der Hauswirt ließ auch nichts machen. Durch die Fensterzugen piff der kalte Ost.

Sie hüftelte.

Gott um so ein elendes Stück Menschenleben!

Ja, ja, die Stöhner und die Dreisten haben's gut. Die heimsen gute Gaben ein und haben es nicht einmal nötig. Wer aber denkt der verschämten Armen?

Die Kathrin hatte sich ehrlich geplagt in ihrem Leben, aber bei 10 Kindern und einem Säufer von Mann sammelt man keine Schätze.

Der Grünkrämladen hatte sie und die Kinder zur Not ernährt und dann war die Krankheit gekommen, auch vom Wasser und hatte ihr den Mann und 9 ihrer Kinder genommen.

Die Lene, ja, die hatte ihr noch Freude gemacht. Groß und stattlich war die gewesen und ordentlich. Da gab's kein Charmieren! Als sie eines Tages dem Tischler Gert ihre Hand gereicht, da war's die Alte zufrieden. Ein ordentlicher Mann und dann Einer, der was hielt von der Lene; aber dann kamen die vielen Kinder und die Lene kränkelte. Der Mann wurde kleinmütig und die Frau kränker und stiller und eines Tages schlich sie sich ganz still aus dem Leben. Das war hart, holt für den Mann und die am Leben gebliebenen fünf Kleinen, noch härter aber für die Kathrin; ihr Einziges, Letztes ging hin mit der Lene.

Der Gert bot ihr zwar an, zu ihm und den Kindern zu ziehen; aber was sollte sie mit ihren kümmerlichen 60 zwischen den wilden Känges? Er sorgte ja auch sonst für sie. Allerdings ward's knapper und knapper. Denn auch bei ihm war längst Schmalhaus Küchenmeister.

Ja, ja, die Zeiten waren schlecht. Die Kathrin nickte vor sich hin. Ihr war so schwach und so müde. Immer tiefer sank der graue, schon stellenweise kahle Kopf. Ihre Gedanken verwirrten sich. Die schöne junge Frau, die ihr früher so manches Markstück zugesteckt hatte, nickte ihr zu und die Enkelkinder bettelten um Brot und der Mann, der Säufer, wollte sie schlagen, weil die Schnapsflasche schon wieder leer war; da aber kam ein Engel, der hatte auch der schönen Frau liebes Gesicht und gar traurige Augen und der sagte: sei stille; auch ich bin nicht glücklich und sie klammerte sich an die Kleiderfalten des Engels, da hatte sie Eis in den Händen und das war so kalt und glatt; aber sie ließ nicht locker und der Engel mußte sie wohl oder übel mit sich nehmen, weit, weit fort, dorthin, wo es besser ist, wo es nicht mehr froz und man nicht mehr hungerte.

Als am nächsten Morgen der Tischler bei der Schwiegermutter vorsprechen wollte, fand er die Tür unverschlossen; in der eiskalten Küche aber die alte Frau. Sie saß am Herd; das Tuch war ihr von den Schultern geslitten; das graue Haupt lag auf den Händen, die die blind gewordene Messingstange des Herdes umklammert hielten.

„Mudder!“ rief Gert und rüttelte sie sanft an der Schulter. Wie kann man schlafen bei solcher Kälte und nicht einmal im Bett?!

Die Werbung.

Eine Geschichte von Georg Persich.

Herr Waldemar Müller wachte am Neujahrsmorgen mit einer bitterbösen Laune auf.

Nicht daß er am Sylvesterabend zu viel des Guten getan hätte, und nun unter der Stimmung litt, die männiglich mit dem Worte Kaptenjammer bezeichnet wird — behüte! Herr Müller war kein Freund der Punschbowlen und sonstigen herauschenden Getränke, die beim Jahreswechsel so beliebt sind, er war überhaupt kein Freund der maßlosen Fröhlichkeit, mit der die sogenannte Kulturmenscheit das neue Jahr zu begrüßen pflegt.

Während die verehrten Mitmenschen sich im Verwandten- und Bekanntenkreise zutrunkten und zuprosten oder auf der Straße im dichten Gewühl ihr Vergnügen fanden, saß er still zwischen seinen vier Wänden, schlürfte die üblichen zwei Glas Grog, die er sonst in der Stammkneipe zu sich nahm, ganz mütterseelenallein und noch vor Mitternacht legte er sich in die Kissen, mit ironischem Bedauern an die Tausende denkend, die morgen mit leichtem Kopf die Sylvestertollheit verwünschen würden.

Er war klüger! Freilich hatte er es viele Jahre nicht besser getrieben als die unver-

nünftige Menge, die aus keiner Erfahrung eine Lehre zog. Aber jetzt war er auch um so konsequenter.

Nesse Alfred hatte sich die redlichste Mühe gegeben, um ihn zu bewegen, den Abend bei Rechnungsrats mitzuberleben.

„Ich habe heute wieder den Rat auf der Straße getroffen“, berichtete er, „und nochmals läßt er dich bitten, sein Gast zu sein. Er verbürgt einen gemüthlichen Abend. Deinen Grog sollst du haben wie hier oder in der Kneipe und —“

„Daß man gut sein“, unterbrach der Onkel die langatmige Einladung. „Dem Herrn Rat meinen schönsten Dank, aber seine Sylvestervorgle mache ich nicht mit. Uebrigens kennt er meine Prinzipien und weiß, daß ich mich davon nicht abbringen lasse.“

„Prinzipien!“ grollte Alfred. „Am Sylvester kannst du diese strapazierten Sachen schon mal in die Kommode legen. Morgen darfst du wieder herausnehmen und dich damit schmücken.“

Nun fuhr aber Herr Müller auf und verbat sich solche ungehörige Bemerkungen. Ein Leichtfuß wie der Herr Nese habe allerdings keine Grundsätze. Der laufe ins Blaue hinein, habe vom Ernst des Lebens keine blasse Ahnung, lasse seine Schulden vom Onkel bezahlen und bilde sich ein, das werde bis ans Ende seiner Tage so bleiben. Das werde es aber nicht und wenn schließlich die Prinzipien kämen, sei es zu spät.

Diesen kräftigen Räffel wollte wieder der junge Mann nicht auf sich sitzen lassen. Grundsätze, so erklärte er, habe er ebenfalls, aber gottlob seien sie anderer Art als die des Onkels. Was dieser unausrottbaren Leichtsinns schelte, sei nur gesunde Lebensfreude und sie werde ihm keine grämliche Kritik verkümmern. Und was das Schuldenzahlen anlange, so sei es sechs Monate her, daß sein verehrter Herr Vatersbruder für ihn die letzte Schneiderrechnung beglichen habe. Seitdem sorge er für sich selbst, nur daß ihm der Onkel in seinem Hause ein schlecht möbliertes Zimmer als Freiwohnung einräume.

Der Onkel hatte als der Ältere das letzte Wort behalten wollen und im Unfrieden war man auseinander gegangen.

Morgens um vier Uhr war Herr Waldemar Müller aus holdem Schlummer unsanft aufgeschreckt worden. Unter entsetzlichen Gepolter hatte sich etwas die Treppe hinaufbewegt. Er hatte erst an Einbrecher und sogar an Gespenster geglaubt, aber plötzlich vernahm er die zu kreischender Höhe gesteigerte Stimme des hoffnungsvollen Nessen, wie sie „Freut Euch des Lebens“ durch das nachtsille Haus schmetterte. Ein halbes Duzend Tonarten schien für diese unzeitgemäße Gesangsprobe noch nicht genug zu sein, Dur und Moll bildeten ein schaudererregendes Durcheinander. Dann flog als stimmungsvoller Abschluß mit gewaltigem Krach die Tür ins Schloß, noch ein endloses Gepolter, und erst gegen fünf Uhr stellte sich auch im Zimmer des liebwerten Nessen und angenehmen Freiwohners wohlthuende Ruhe ein.

Der alte Herr hatte ein paar Mal aufspringen wollen, um gegen diese brutalen Rücksichtslosigkeiten einzuschreiten. Aber der stark illuminierte würde ihn wohl überschrien oder einfach ausgelacht haben und der Skandal wäre voraussichtlich noch ärger geworden.

Also die Abrechnung bis auf Neujahrsmorgen verschoben. Dann sollte sie gründlich vollzogen werden.

Mit finsterner Miene hatte Herr Müller seinen Morgenkaffee getrunken, nun wickelte er sich fester in seinen Schlafrock, setzte die Mühe auf und stieg die Treppe zum Zimmer Alfreds empor.

Da die Tür nicht verschlossen war, so konnte er ungehindert eintreten.

Ein Blick überzeugte ihn, daß die Ursache seines Verdrußes noch im festen Schlafe lag, aber er war nicht gewillt, jetzt noch Rücksichten zu üben.

An das Bett tretend schrie er dem Schlummernden ein höhnisches „Profit Neujahr“ ins Ohr und als der dadurch Ermunterte sich voll Verwunderung aufrichtete, bekam er ohne weitere schonende Vorbereitung die in der schlaflosen Zeit von vier bis fünf Uhr früh in Gedanken sorgfältig ausgearbeitete Strafpredigt zu hören.

Sie war erschöpfend und deutlich, aber der, den sie anging, störte sie durch keinen Zwischenruf und verriet durch keine Geberde, daß sich der Geist des Widerspruchs in ihm regte.

Er wartete geduldig, bis eine längere Pause verriet, daß der Onkel vorläufig nichts mehr zu sagen habe und begann dann seinerseits:

„Du hast ganz recht, ich bin ein — na, um es milde auszudrücken, unangenehmes Individuum und ich halte es auch für gerechtfertigt, daß du mir quasi die Tür zeigst. Nur hättest du mir das alles, unbeschadet seiner Wirkung, ebensowohl ein paar Stunden später eröffnen können. Du bringst mich durch dein ungestümes Vorgehen um einen höchst feierlichen Moment.“ Und als der Onkel die Stirn runzelte: „Glaube nicht, daß ich wieder einen frivolen Scherz beabsichtige! Meiner animierten Stimmung in letzter Nacht lag eine ganz ungewöhnliche Veranlassung zu Grunde und ich würde nicht versäumt haben, sie dir nachher in angemessener Form mitzuteilen. Nun magst du schon in dieser profanen Situation davon Kenntnis nehmen. Also — passe auf — ich habe mich verlobt! Bitte, setz dich dort auf jenen Stuhl!“

Da Herr Müller eine schwankende Bewegung machte, so war die freundliche Aufforderung angebracht. Aber schon fuhr der junge Mann fort:

„Du kennst doch Rechnungsrats Else, die blonde Else — die ist es! Gestern Abend, nach der dritten Bowle haben wir uns den Verlobungsfuß gegeben — in einer Fenster-nische Soll ich's dir eingehend schildern? Nein? Na, es war kolossal nett. So diskret, so geheimnisvoll! Keiner hat was gemerkt, keiner. Heute Vormittag hole ich mir den elterlichen Segen. Wird eine riesige Ueberraschung werden — das heißt, Else will 'n Bischen vorarbeiten. Ernste Schwierigkeiten wird's ja nicht geben.“

Hier konnte Müller senior nicht länger an sich halten. Er lachte mit verlegendem Sarkasmus.

„Wenn du kommst, ist selbstverständlich jeder hoch beglückt. Solch ein Ideal mensch! Deine Bescheidenheit nimmt mich aber eigentlich Wunder. Ich glaubte immer, unter einer Reichsgräfin oder einer Dollarprinzessin würdest du's nicht tun. Und nun eine einfache Rechnungsrats-Tochter! Wer wird denn da die nötigen Reichsmärker beisteuern? Rechnungsrat Hoff hat nur sein bescheidenes Einkommen und bei einer leidlichen Aussteuer wird's sein Bewenden haben. Was du verdienst, reicht nicht einmal für deine eigene Person. Soll ich nun vielleicht deinen Familienetat bestreiten helfen? Mach dir keine Illusionen! Du hast mich bei der Wahl deiner Zukünftigen nicht gefragt, ich nehme auch nicht das geringste Interesse an dem weiteren Verlauf der Sache.“

„Onkel!“ Aber der Alte beachtete den gereizten Zwischenruf nicht.

„Mein Gewissen könnte mich nur allenfalls dazu treiben, dafür zu sorgen, daß aus der Verbindung nichts wird. Das Mädel tut mir leid und die Eltern noch mehr, denn du wirst den braven Leuten Kummer verursachen wie mir. Da hast du meine Meinung!“

Alfred rollte die Augen und schug mit beiden Fäusten auf die Bettdecke.

„Ich soll wohl so ein alter verknöchertes Junggeselle werden wie du?“ lärmte er. „Immer auf die Pfennige achten und eine Sammlung von Staatspapieren anlegen? Lieber will ich arbeiten wie ein Abergaul, lieber will ich am lebendigen Leibe verhungern. Du hast ja kein Gemüt. Du gönnt mir mein Glück nicht. Aber mit oder ohne deine Genehmigung: Else wird meine Frau! Sie will

alles mit mir teilen, hat sie mir geschworen, alles!“

„Das genügt!“ erklärte Herr Müller, trocken, sich zum Gehen wendend. „Der Herr Rat und Frau Gemahlin werden 's sich ohne Zweifel auch genügen lassen.“

Er stand schon auf der Schwelle.

„Aber vom Verlobungsfrühstück wirst du dich doch nicht ausschließen?“

Der hartherzige Onkel glaubte falsch verstanden zu haben.

„Verlobungsfrühstück?“

„Else wollte ein Couvert für dich mit auflegen.“

„Das habt Ihr auch schon in der Fenster-nische verabredet? Und wenn nun der Papa

„nein“ sagt?“

„Der ist nicht so grausam wie gewisse Leute.“

„So laß die gewissen Leute nur gleich von vornherein aus dem Spiel. Meine Gratulation schicke ich dir schriftlich. Adieu!“

Alfred war allein. Niemand lauschte mehr dem Monologe, der beredt über seine Lippen floß, niemand war es vergönnt, zu beobachten, in welcher eigenartigen Auffassung er die Rolle des rasenden Roland spielte.

Nach dieser wirklich hervorragenden Leistung warf er sich mit dem Ausdruck unbeugsamer Entschlossenheit in seinen Frackanzug, um den entscheidenden Gang zu der Wohnung der Familie Hoff anzutreten.

Inzwischen hatte auch Onkel Müller ein Selbstgespräch geführt, aber unhörbar leise. Tragische Konflikte konnten es nicht sein, die ihn beschäftigten, denn er lächelte mehrmals vor sich hin, und als er geraume Zeit vor dem Kesseln das Haus verließ, blickte er stillvergnügt in den Neujahrstag hinein, und wenn ihm ein bekannter zum Jahresbeginn Glück wünschte, so dankte er mit gewinnender Liebenswürdigkeit. — — —

Alfred war enttäuscht, daß ihn Else nicht empfing, als er in gehobener Bräutigamsstimmung an der Tür ihres elterlichen Heims Einlaß begehrte. Sie hätte ihm doch wenigstens vom Fenster aus ein freundliches Zeichen geben können. Aber sie blieb unsichtbar. Wie üblich öffnete das Dienstmädchen und führte den frühen Besucher sogleich in den Salon.

Hier blieb er ein Weilchen allein sitzen, bis der Herr des Hauses erschien und den Gast mit gewohnter Herzlichkeit begrüßte. Der joviale Rechnungsrat erkundigte sich mit scherzhaften Worten nach den Wirkungen des Sylvesterpunsch und sprach dann von diesem und jenem, so daß der junge Mann vergeblich nach einem passenden Anknüpfungspunkt für seine Werbung suchte.

Endlich glaubte er ihn gefunden zu haben und in wohlgelegter Rede bat er um Fräulein Elsens Hand, die für ihn das Glück seines Lebens bedeute.

Merkwürdig, daß der Rat so apatisch zuhörte, daß er garnicht erstant tat und noch weniger in freudiger Nührung aufwallte.

Ganz aus der Fassung brachte ihn aber die Entgegnung des Vaters seiner Angebetenen.

Judem er sich gemächlich den Bart strich, meinte Herr Hoff nämlich:

„Sie gaben mir soeben die Versicherung, meine Bowlen seien Ihnen ausgezeichnet bekommen, Sie hätten effektiv nichts verspürt. Seien Sie ehrlich! Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber um Mitternacht herum waren Sie doch, was der Engländer sehr drollig tippy nennt. Es bedarf keiner Entschuldigung, wir waren ja alle mehr oder weniger tippy. Ich muß diese Tatsache bei Ihnen nur deshalb feststellen, weil sie mir als Erklärung für die Wahrnehmung galt, daß Sie bald nach dem Austausch der Gratulation in einer Fenster-nische einer jungen Dame allerlei Artigkeiten sagten. Daß diese Dame meine Tochter war, hielt ich für einen Zufall und grollte Ihnen nicht. Meine Else hat's Ihnen ebensowenig nachgetragen, denn heute beim Kaffee plauderte sie äußerst vergnügt über die kleine Szene und nannte sie wiederholt ihren „schmachtenden

Ritter“. Aber mißfällt Ihnen das Wort vielleicht?“

Alfreds Gesicht war erschreckend in die Länge gegangen.

„Was sieht Sie nun an, bester Freund, daß Sie diesen harmlosen Sylvestercherz zu einem ehelichen Drama, am Ende gar zu einer Tragödie gestalten wollen? Da kommen Sie im Frack und weißer Halsbinde und wünschen mein Schwiegerjohn zu werden? Ist das nicht unbesonnen ist das nicht geradezu verwegen?“

„Es ist mein heiliger Ernst!“ beteuerte der andere.

„Eben weil es Ihr Ernst zu sein scheint, glaube ich, daß meine Bowlen doch nicht so vortrefflich waren als Sie vorhin behaupteten.“

„Herr Rechnungsrat!“

Alfred erhob sich in gemessener Haltung.

„Mein Antrag war der eines ehrlichen Mannes, der sich der Tragweite seiner Handlungen bewußt ist“ — er sagte es mit schönem männlichen Stolz. „Ihr Fräulein Tochter hat sich lustig über mich gemacht, Sie verspotten mich. Ich muß beides hinnehmen, wenn auch mit schwerem Herzen. Empfehlen Sie mich Ihrer Familie. Ich habe die Ehre.“

„Warum gleich so kurz angebunden?“ meinte der Rechnungsrat gutmütig und legte dem Gefräßten die Hand auf die Schulter. „Ich will Ihnen einen Kompromiß vorschlagen: Ehe wir beide weiter über den Fall reden, will ich Ihren Onkel um seine Meinung bitten. Er ist Ihr nächster Blutsverwandter —“

Alfred war noch bleicher geworden. Der Reulenschläge waren zu viele.

„Geben Sie sich keine Mühe“, antwortete er so fest als möglich. „Mit meinem Onkel habe ich bereits gesprochen; er steht ganz auf Ihrem Standpunkt.“

„Ja, dann — —“ Herr Hoff machte eine bedauernde Geste. „Das tut mir leid — aufrichtig leid!“

Der verunglückte Freiersmann hatte schon die Türklappe ergriffen.

„Kommen Sie doch diesen Weg!“

Und der Rechnungsrat schob den jungen Herrn sanft auf eine andere Tür zu und öffnete diese rasch.

Im demselben Augenblick stand Alfred wie eine Bildsäule.

Er blickte starr geradeaus, in das behagliche Wohnzimmer.

Dort saßen am festlich gedeckten Tisch drei Personen: die Frau Rechnungsrat, Fräulein Else und Herr Waldemar Müller.

Man mochte sich das Wort gegeben haben, den Eintretenden nicht gleich beachten zu wollen, aber beim Anblick des Geliebten vergaß Blondelke diesen Vorsatz.

Mit einem Freudenruf eilte sie dem Erwarteten entgegen, der sie stürmisch in seine Arme schloß.

Onkel Müller schien diese Eile nicht zu billigen, aber er sagte doch in bester Laune zu dem Nessen:

„Siehst du, — ganz so glatt, wie du meinst, ist es nicht gegangen, Herr Obenhinaus. Hoffentlich hat unser Rat dich ordentlich schwichen lassen. Ja, schau mich nur an! Wüchtest wohl wissen, was ich hier zu schaffen habe? Die Einladung zum Verlobungsfrühstück hat mir keine Ruhe gelassen. Das wollte ich mir nicht entgehen lassen wie den Sylvesterpunsch, der so großes bei dir bewirkt hat. Und nun laßt uns keine Zeit mehr verlieren! Nun soll uns ein anderer Tropfen schmecken! Der erste im neuen Jahr!“

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Schneeglöckchen.

Telegraphenrätsel: Gut Ding will gut Weil.

Guetz, Däumling, Willen, Gustav, Zweifel.

Diamanträtsel: S, Mal, Marie, Geldern, Sardinien, Karnten, Seife, Reif, n.

Konkordiarätsel: Mal, Elle, Welle, Plewona, Lenne, Anna, Wan.

Magisches Dreieck: Lenau, Eros, Rot, As, U.

Charade: Eisleben.